

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Betrachtung eines Sohnes der Schwarzen Berge
Autor: Popovitch, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

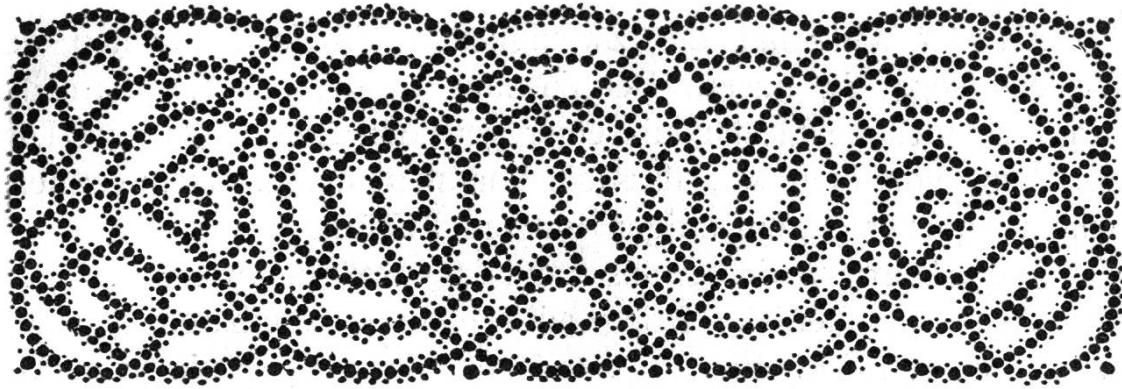
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BETRACHTUNGEN EINES SOHNS DER SCHWARZEN BERGE

Unlängst saß ich auf einem hohen Berggipfel der Crna-Gora und schaute hinaus nach Westen. Meine Gedanken trugen mich über die Grenzen des Horizontes nach dem „wirklichen Europa“, welches in Flammen und in Trauer stand . . .

Zu meinen Füßen in den Tälern donnerten die Kanonen; die Menschen fielen über einander her; Witwen und Waisen weinten . . . ganz wie im „wirklichen Europa“.

Ein Gefühl der Enttäuschung und Traurigkeit bemächtigte sich meiner. Nun sah ich, welches unermessliche Unrecht man diesem Häuflein Mutiger zugefügt, welches, verlassen und einsam zwischen Felsen, während fünf Jahrhunderte, nur um ein Plätzchen an der Sonne zu erobern, gekämpft hatte. Es war ein Unrecht, es zu beleidigen, nur weil es darauf bestand, sein leidenschaftlich geliebtes, kleines Vaterland zu verteidigen und weil es die Freiheit als das höchste der Güter betrachtete.

Und nun war die Zeit gekommen, wo Westeuropa die langen Leiden des armen, kleinen Märtyrerlandes verstehen konnte, denn jetzt litt auch es, und Schmerz bringt die Menschen einander näher, macht sie empfänglicher für die Wahrheit und ernüchtert die Eingebildeten.

* * *

Während im Westen beinahe die ganze Kraft der Intellektuellen zur Hebung des materiellen Wohlbefindens aufgewandt, die ethische Entwicklung aber vernachlässigt wurde, hat man im kleinen Bergland alles erduldet, um sich die Unabhängigkeit zu erhalten. Die langen Kämpfe ließen die Menschen in der Armut, haben ihnen aber eine gesunde Lebensauffassung gegeben. Hier scheint das Übel Gutes vollbracht zu haben.

Als der Widerhall der Zwistigkeiten der Intellektuellen des Westens sogar in unsren Bergen laut wurde, sah ich darin das unausgesprochene Geständnis einer geistigen Elite, dass eine Umwandlung vonnöten sei, dass sie kommen müsse, als unvermeidliche Folge der gegenwärtigen bitteren Erfahrungen.

In Westeuropa, wie bei uns, kann das Übel gute Früchte zeitigen, und dieser fürchterliche Krieg wird einer wunderbaren geistigen Wiedergeburt rufen. Eine große Zahl derer, welche die Schrecken und Qualen des Krieges erfuhrn, wird mit einer neuen Lebensanschauung aus dieser Prüfung hervorgehen. Der Schmerz hinterlässt tiefere Spuren als die Freude, und obwohl der Mensch geneigt ist, die Vergangenheit schnell zu vergessen, wird die Erinnerung an jene Zeit stark genug sein, um eine Lebensauffassung beeinflussen und umgestalten zu können.

* * *

Betrachten wir die Umwandlung zuerst auf dem Gebiete der religiösen Anschauungen.

Victor Hugo sagt: „On ne voit Dieu qu'à travers les larmes“. Gewiss wird mancher Krieger, welcher unvorbereitet für die großen physischen Leiden oft dem Tod ins Antlitz schaute, mehr als einmal — und wäre es auch unüberlegt — seine Augen zum Himmel erheben, um Gott anzurufen. Ein jeder dieser Augenblicke flüchtiger Andacht hinterlässt einen tieferen religiösen Eindruck als zehn Messen und Predigten in friedlichen Zeiten.

Die Religion des Montenegriners ist für ihn die Quelle moralischer Kraft; in ihr schöpft er Mut und Ausdauer, so oft ihm Schweres bevorsteht. Sie ist ihm heilig wie alles, was mit ihr zusammenhängt. Der Montenegriner geht selten zur Kirche, aber er schlägt ehrfürchtig das Kreuz, wenn er an einem Gotteshause vorbeigeht, oder er legt die Arbeit nieder, um dem Glockengeläute zuzuhören. Er beginnt sein Tageswerk mit einem „in Gottes Namen“.

Während der langen Kämpfe haben die Bergbewohner Türken, Venezianer, Soldaten Napoleons, überzeugt von der Richtigkeit ihres Glaubens, sterben sehen; und dies ist der Grund ihrer großen Toleranz gegenüber Andersgläubigen. Wie im Reiche des Sultans, so auch in Podgoritza, Tusi und Dulcigno rufen die „Hodjas“ vom Minaret ihre Gläubigen zur Andacht, und, ohne nur im geringsten belästigt zu werden, verrichten die Mohammedaner knieend ihr Gebet.

vor den Moscheen. Ihr kirchliches Oberhaupt, Mufti, wird vom Staate bezahlt und hat einen Sitz im Parlament. Die Katholiken von Antivari, Dulcigno und Umgebung haben ebenfalls ihre Priester, Kirchen und ihren Erzbischof. — Achleitner sagt in seinem Buche: „ und weil die Katholiken Montenegros außer Stand sind, einen Bischof finanziell zu unterstützen, zahlt der Staat Montenegro freiwillig dem römischen Erzbischof von Antivari jährlich eine Apa-nage von 5000 Franken. Die einzige Bedingung, die der Staat stellte, lautet: der jeweilige Erzbischof muss in Cetinje „persona grata“ sein. Das ist eine Noblesse Montenegros, die ehrlichen Dank verdient“.¹⁾ Das folgende Beispiel wird Jedem zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Ausübung dieser Toleranz gegenüber den Moham-madanern verbunden ist, und mit welcher Geduld die Regierung des kleinen Königreiches ihre fanatischen Untertanen behandelt. Gemäß ihrer Auslegung des Korans hatten die Moslems die Gewohnheit, ihre Toten unmittelbar nach dem Hinschied zu bestatten, ohne Autori-sation des Arztes. Das Gesetz verbot bei hoher Geldstrafe solches Vorgehen; die Korangläubigen aber taten sich jeweils zusammen und bezahlten die auferlegte Buße. Um dennoch Gefängnis und zu hohe Geldstrafen zu vermeiden, um religiöse Gefühle nicht zu verletzen und dem Gesetze trotzdem Achtung zu verschaffen, nahm die Regierung Zuflucht zu besondern Maßnahmen. Sie ließ moham-medanische Ärzte kommen, da die christlichen keinen Zutritt in die Häuser der Moslems haben, und beauftragte sie mit der Leichen-schau und der Überwachung der Bestattung (die Toten wurden kaum 30 cm tief in die Erde gelegt). Die österreichische Regierung hat sich solche Mühe nicht genommen, sie regelte die gleiche Frage in Bosnien-Herzegowina viel prompter.

Man wird begreifen, dass es für die Montenegriner zum mindesten befremdend war, vom Balkankrieg zu hören, dass es sich um den Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond handle!

* * *

Anderseits wird in Westeuropa auch der Begriff der Ehre, welcher außer Gebrauch stand, seit „Geschäft“ die Welt regiert, nach dem großen Völkerringen wieder neu aufleben. Übrigens hat der Krieg schon die Soldatenehre neu erstehen lassen, vorerst in der Form von Mut, Selbstverleugnung und persönlicher Aufopferung. Man

¹⁾ A. Achleitner, *Reise im slavischen Süden*, Berlin 1913, Verlag Gebr. Paetel.

darf trotzdem hoffen, dass die Zukunft der Soldatenehre nicht zu große Bedeutung einräumen wird, denn zweckgemäß ausgelegt, führt sie nur zu unnützen, lächerlichen Formalitäten und wird dann, wie dies in vielen Ländern der Fall gewesen ist, zu einer Art chinesischer Mauer um den Militarismus.

Wenn der Ausspruch „Il reste au fond des yeux toujours quelque chose de ce qu'ils ont vu“ wahr ist, so wird eine unauslöschliche Spur des harten Soldatenlebens in der Seele derjenigen zurückbleiben, die jetzt die Schrecken des Krieges mitansehen müssen. Sie werden ihre Eindrücke mit in das Privatleben hineinnehmen und es wird sich ein Militärbegriff ausbilden, der dem schweizerischen ähnlich ist: Bürger jederzeit, Soldat nur wenn es sein muss. Der Krieg selbst wird den Militarismus töten, oder doch zum mindesten seine Bedeutung einschränken, und mit ihm wird auch der krasse, gemeine Materialismus einen Teil seiner Macht einbüßen. Ein Mensch, dessen Sinnen und Trachten nur „Geschäft“ war, kauert nun im schmutzigen Schützengraben, den Befehl zum Sturm, vielleicht zu seinem letzten Gang erwartend! Wie müssen ihm jetzt, wo er dem Tod gegenüber steht, die kleinlichen Kämpfe um den Gewinn, die unlautern Mittel zur Befriedigung seiner Habsucht unnütz, nichtig und niedrig erscheinen.

Ich glaube, dass dieser Krieg das Gewissen der Menschen günstig beeinflussen wird.

Wäre es nicht zu begreifen — um wieder das Beispiel Montenegro heranzuziehen — wenn die bedrängten und verlassenen Bergbewohner den Glauben an Gerechtigkeit und Wahrheit, an Ehrlichkeit und Treue verloren hätten; denn wenn je ein Volk gelitten hat durch die Brutalität asiatischer Horden, wenn es misshandelt und gepeinigt wurde, so ist es das unsrige. Der Montenegriner musste an seinen Angehörigen die Grausamkeiten erfahren, deren Geheimnis nur Asien kennt. Trotzdem hat er das Beispiel des Unterdrückers nicht befolgt; im Gegenteil, die Qualen, welche seine Nächsten erdulden mussten, hielten ihn zurück, Gleicher mit Gleichen zu vergelten. Er kennt nur einen bittern Hass gegen die feindlichen Krieger, nicht aber gegen die Schwachen und Kleinen. Die Psychologen des „wirklichen Europas“, welche sich die Mühe nehmen würden, die Gesinnung dieses kleinen Bergvolkes eingehender und an Ort und Stelle zu studieren, könnten in dieser Hinsicht viel

schöne und edle Züge finden. Ich bin überzeugt, dass viele von ihnen nun, da sie im großen Kriege so reiche Erfahrungen machen konnten, uns besser verstehen und schätzen würden!

Noch vor vierzig Jahren lebte man bei uns beständig auf dem „qui-vive“, immer das Gewehr zur Hand; die Männer waren an der Grenze und schützten das Land vor einem unerwarteten feindlichen Überfall; Frauen und Kinder bestellten die Felder. Der Kampf wurde auf diese Weise ein integrierender Bestandteil des bürgerlichen Lebens. Soldatenehre und Bürgerehre haben sich zu einem einzigen Begriff verschmolzen. Der Mensch, der diesen Begriff im wahrsten Sinne verkörpert, nennt man einen „Junak“. Dieser Ausdruck bedeutet nicht nur Held im Sinne von Tapferkeit und Mut, sondern er schließt zugleich alle ritterlichen Tugenden, wie Aufopferung, Ausdauer, Offenheit, Selbstlosigkeit, Freiheitsliebe und Ehrlichkeit in sich. Ein „Junak“ kann nie ein unehrlicher Mensch sein.

Nur in den großen Freiheitskriegen kämpften die Montenegriner organisiert und unter Führung eines Oberhauptes; die kleinen Unabhängigkeitskämpfe führten die Bauern für sich allein; ein jeder verteidigte seinen heimatlichen Boden gegen den unermüdlichen Angreifer. Dadurch entwickelte sich die Selbständigkeit und das Selbstbewusstsein, welches man heute in unserer kleinen Armee findet. So kann zum Beispiel ein montenegrinischer Offizier einen Soldaten strafen, jedoch nie ihn beschimpfen oder gar körperlich züchtigen. Dass so etwas überhaupt geschehen kann, ist dem Montenegriner undenkbar. Im allgemeinen hört man im Lande der Schwarzen Berge sehr selten eine grobe Beschimpfung. Die größte Beleidigung für einen Crnagorzen ist es, wenn man eines seiner Familienglieder öffentlich beschimpft, besonders die weiblichen Angehörigen. Dies bringt den sonst ruhigen und gesetzten Bergbewohner sofort außer sich. Will man ihm aber eine große Ehre erweisen, so muss man seine Vorfahren, die „Junaks“, loben. Er ist sehr empfänglich für eine solche Huldigung. Oft hatte ich Gelegenheit zuzuhören, wie sich streitende Männer zuriefen: „Schade, dass du der Nachkomme deiner glorreichen Ahnen bist...“ oder: „Wenn du nur den hundertsten Teil deines Vorfahren wert wärest...“ und der Angerufene fühlte sich gar nicht beleidigt, fiel doch der Vergleich zugunsten seines Vorfahren aus.

Übrigens bietet das Gesetz einen guten Schutz für die persönliche Ehre, und bei uns kann eine Ohrfeige nicht mit dreißig Franken

abgeißt werden. Dem Ehrenwort wird eine hohe Bedeutung zugemessen; sein Ehrenwort brechen wird als höchste Unehre angesehen. Eine Folge des Wertes, welche man dem gegebenen Versprechen beimisst, ist der große Kredit, welchen alle unsere Kaufleute bei auswärtigen Handelshäusern haben.

Noch in der Regierungszeit des Fürsten Danilo wurde der kleinste Diebstahl mit Stockstreichen bestraft. „Wir sind arm“, sagte der Fürst, „und was wir besitzen, haben wir mit unserm Blute bezahlt. Wer sich fremdes Gut aneignet, ist unser Feind und verdient, den Stempel der Schande zu tragen“. In der Tat zwang eine solche Strafe den Betroffenen, das Land zu verlassen, denn seine Mitbürger verkehrten nicht mehr mit ihm; er ging aller Achtung verlustig.

Leider hat ein Teil der Presse Mitteleuropas ihr Möglichstes getan, um das kleine Königreich in einen schlechten Ruf zu bringen. Um ihr Ziel zu erreichen, schreckte sie nicht vor beleidigenden Unwahrheiten, vor erniedrigenden Verleumdungen zurück. Sie diente einer Politik, welche den Zweck verfolgte, fremdes Kapital von dem kleinen Bergland fernzuhalten. Mancher unparteiische Besucher der Crna-Gora hat diese Ungerechtigkeit erkannt. So sagte auch Prof. Dr. C. Täuber, ein vorzüglicher Kenner des Landes, in seinen Vorträgen über Montenegro, dass die Sicherheit dort größer sei als in einem Stadtkreise Zürichs. Achleitner schreibt ebenfalls: „Ich bin Zeuge dafür, dass in besten Gesellschaftskreisen gehässige Anschauungen üblich sind, Äußerungen fallen, die in Gehässigkeit dem Unsinn nahe kommen. Die ärgsten Verleumder wohnen merkwürdigerweise ziemlich weit vom verlästerten Lande entfernt; in der nächsten Nachbarschaft Missgunst und Hass anzutreffen, würde begreiflich erscheinen, doch ist das nicht der Fall. Frägt man nach den Gründen der Abneigung, der auffallend harten Beurteilung und Geringschätzung des Landesherrn und der Bevölkerung, so tritt mit Sicherheit zweierlei zutage: Die Lästerer können auch nicht den geringsten Beweis für ihre Behauptungen erbringen und sie waren nie im geschmähten Lande!“

* * *

Kann man sich nun eine religiöse und moralische Wiedergeburt denken, ohne dass die soziale Organisation dadurch beeinflusst würde? Ist es möglich, dass diejenigen, deren Herz durch so viel Leid verwundet wurde, nicht eine andere Gestaltung der Dinge verlangen, damit dieses Leid nicht wiederkehre? Nein! Wenn der

Kanonendonner verstummt sein wird, wenn Worte wieder Geltung haben werden, dann wird aus der Tiefe dieses Tränenmeeres, aus dem Abgrund dieser Schmerzen der Ruf nach einer Neugestaltung ertönen. Unbewusst wird ihn der trauernde Bauer aussprechen; zwischen zwei Seufzern wird ihn die Witwe stammeln und darin Trost suchen für die bessere Zukunft ihrer Kinder; auch die düstern Mauerreste, an welchen die Flamme einst geleckt, werden stumm darum bitten. Und weil dieses Verlangen aus dem allgemeinen Schmerz hervorging, weil es aus der Tiefe der Volksseele kam, wird die Neugestaltung Demokratie heißen.

„Keine geheimnisvollen Kabinette mehr, wo einige unnahbare Minister oder Diplomaten das Geschick von Tausenden von Menschen lenken! Keine bevorzugten Kasten mehr, welche in ihrem ungesunden Müßiggang Pläne schmieden, um sich mit Ruhm zu bedecken. Genug des künstlich erzeugten Hasses zwischen Nationen . . . !“ So wird hoffentlich am Ende dieses riesenhaften Ringens der Ruf der geistigen Elite Westeuropas im Namen des Volkes lauten.

Und wir, die armen Söhne der Schwarzen Berge, wir, die ewigen Krieger, wir werden aus der Tiefe unseres demokratischen Herzens euere Erneuerung freudig begrüßen. Ja demokratisch, denn das Unglück hat uns gelehrt, uns aneinanderzuschließen, und das gemeinsame Leben hat uns gezeigt, dass wir alle „eines Stammes doch und Blutes“ sind. Frei wählten wir unsern höchsten Führer, weil wir ihn würdig dazu befunden haben. Unsere Regierung hat nie versucht, eine wichtige Handlung zu unternehmen, ohne der Zustimmung des Volkes sicher zu sein. Unsere Minister, ins Privatleben zurückgekehrt, verschwinden im Volke; wenn aber der Kriegsruf ertönt, findet man sie als gemeine Soldaten im Schützengraben. Wir kennen keine Kasten, wir kennen keine Erhebung in den Adelstand. Wir hassen unsere Feinde nicht, weil man uns befahl, es zu tun, sondern, wenn wir sie hassen, so ist es deshalb, weil sie jeden Felsen, jeden Strauch, jeden Zoll unseres Bodens mit dem Blute der Unsrigen getränkt haben, weil sie uns nicht gestatten wollten, zu leben, ja auch nur zu leben.

* * *

Dies dachte ich, als ich unlängst auf einem hohen Berggipfel der Crna-Gora saß.

ZÜRICH

P. POPOVITCH